

Buchbesprechungen

Sigrid Weigel: Genea-Logik. Generation, Tradition und Evolution zwischen Kultur- und Naturwissenschaften, Fink, München 2006.

Zwei thematisch ähnlich gelagerte Herausgaben hat sie bereits organisiert: „Genealogie und Genetik. Schnittstellen zwischen Biologie und Kulturgeschichte“ (2002) sowie „Generation. Zur Genealogie des Konzepts – Konzepte von Genealogie“ (2005). Nun legt Sigrid Weigel mit dem Band „Genea-Logik“ zehn ihrer eigenen Arbeiten vor.

Um es gleich zu sagen: Wer eine Art Summe erwartet oder auch einen Überblick zum Thema „Generation“ bzw. zu „Generation, Tradition und Evolution zwischen Kultur- und Naturwissenschaften“ (so der Untertitel), der wird enttäuscht. Das Buch versammelt im wahrsten Sinne des Wortes Aspekte: Anblicke, Einblicke. Es bietet jeweils opulente, aber überaus heterogene Bilder. Immer sind sie interessant. Nicht immer sind sie tiefenscharf.

Teils liegt dies an der Überfülle des Materials: Es geht um Genealogie und Generation – aber auch um Erbe, Erbschaft, Tradition, Familie, Geschlecht(er), Zeugung, Genesis/Genetik und Evolution. An der schiereren Menge des historisch wie aktuell offenkundig überaus komplex verflochtenen Materialbestandes muss man sich, geht man aufs Ganze, mit einer gewissen Zwangsläufigkeit verheben. Teils hat die Unübersichtlichkeit auch Methode: Weigel wählt wechselnde Annäherungswege. Versucht werden soll, „den Gegenstand, die Kultur- und Wissenschaftsgeschichte genealogischen Wissens, mit methodischen Perspektiven zu kombinieren“ (S. 15). Entsprechend verfolgt nicht nur das programmatische erste Kapitel „Genealogie – Ikonographie und Rhetorik einer epistemologischen Figur“ tatsächlich „Figuren“ im Durchgang durch „Felder“.

Kernstücke zum epistemischen Problem der „Genealogie“, also der auf Herkunft, Abkunft oder aber gleichsam aus der objektivierenden Draufsicht auf Generationenfolgen gerichteten Darstellungsformen, sind gleichwohl dieses erste sowie das fünfte Kapitel: „Die vergessene Geschichte des Generationskonzepts“. Beide sind wissenschaftshistorisch und begriffsgeschichtlich gehalten und umkreisen den „Umbau“ genealogischer (An)Ordnungsformen um 1800, also zum Beginn einer mit Koselleck, Blumenberg oder Foucault jeweils ähnlich zu datierenden „temporalisierten“ und auf Latenzen eingestellten Moderne. Naturgeschichtliche und kulturgeschichtliche Texte hantieren – vor und nach dem Epochenbruch – auf eine zwar vorher und nachher differente, untereinander aber durchaus ähnliche Weise mit genealogischen Mustern: Auf diese Diagnose kommt es Weigel – in Parallelektüren der Enzyklopädisten, Kants und Haeckels, Lamarcks und Herders, Darwins, Mannheims und Diltheys, Freuds und auch einer ganzen Zahl von heutigen Autoren (von Dworkins und Wuktetits bis Kay und Fögen) – an:

Begründet in anthropologischen Phänomenen wie Alterung, Sterblichkeit und sexueller Reproduktion, ist die Generation eine Größe, die den Fortgang der Geschichte, in der Figur der Entstehung von neuen Geschlechtern, garantiert und derart die Genealogie als Abkunft und Abfolge organisiert. Insofern verbirgt sich im Begriff der Generation immer schon ein komplexes Zusammenspiel von Natur und Kultur, markiert die Generation doch die Schwelle zwischen Entstehung und Fortgang, zwischen Abstammung und Erbschaft, zwischen Prokreation und Tradition, zwischen Herkunft und Gedächtnis. (S. 109)

Buchbesprechungen

Sigrid Weigel: *Genea-Logik. Generation, Tradition und Evolution zwischen Kultur- und Naturwissenschaften*, Fink, München 2006.

Zwei thematisch ähnlich gelagerte Herausgaben hat sie bereits organisiert: „Genealogie und Genetik. Schnittstellen zwischen Biologie und Kulturgeschichte“ (2002) sowie „Generation. Zur Genealogie des Konzepts – Konzepte von Genealogie“ (2005). Nun legt Sigrid Weigel mit dem Band „Genea-Logik“ zehn ihrer eigenen Arbeiten vor.

Um es gleich zu sagen: Wer eine Art Summe erwartet oder auch einen Überblick zum Thema „Generation“ bzw. zu „Generation, Tradition und Evolution zwischen Kultur- und Naturwissenschaften“ (so der Untertitel), der wird enttäuscht. Das Buch versammelt im wahrsten Sinne des Wortes Aspekte: Anblicke, Einblicke. Es bietet jeweils opulente, aber überaus heterogene Bilder. Immer sind sie interessant. Nicht immer sind sie tiefenscharf.

Teils liegt dies an der Überfülle des Materials: Es geht um Genealogie und Generation – aber auch um Erbe, Erbschaft, Tradition, Familie, Geschlecht(er), Zeugung, Genesis/Genetik und Evolution. An der schiereren Menge des historisch wie aktuell offenkundig überaus komplex verflochtenen Materialbestandes muss man sich, geht man aufs Ganze, mit einer gewissen Zwangsläufigkeit verheben. Teils hat die Unübersichtlichkeit auch Methode: Weigel wählt wechselnde Annäherungswege. Versucht werden soll, „den Gegenstand, die Kultur- und Wissenschaftsgeschichte genealogischen Wissens, mit methodischen Perspektiven zu kombinieren“ (S. 15). Entsprechend verfolgt nicht nur das programmatische erste Kapitel „Genealogie – Ikonographie und Rhetorik einer epistemologischen Figur“ tatsächlich „Figuren“ im Durchgang durch „Felder“.

Kernstücke zum epistemischen Problem der „Genealogie“, also der auf Herkunft, Abkunft oder aber gleichsam aus der objektivierenden Draufsicht auf Generationenfolgen gerichteten Darstellungsformen, sind gleichwohl dieses erste sowie das fünfte Kapitel: „Die vergessene Geschichte des Generationskonzepts“. Beide sind wissenschaftshistorisch und begriffsgeschichtlich gehalten und umkreisen den „Umbau“ genealogischer (An)Ordnungsformen um 1800, also zum Beginn einer mit Koselleck, Blumenberg oder Foucault jeweils ähnlich zu datierenden „temporalisierten“ und auf Latenzen eingestellten Moderne. Naturgeschichtliche und kulturgeschichtliche Texte hantieren – vor und nach dem Epochenbruch – auf eine zwar vorher und nachher differente, untereinander aber durchaus ähnliche Weise mit genealogischen Mustern: Auf diese Diagnose kommt es Weigel – in Parallelektüren der Enzyklopädisten, Kants und Haeckels, Lamarcks und Herders, Darwins, Mannheims und Diltheys, Freuds und auch einer ganzen Zahl von heutigen Autoren (von Dworkins und Wuktetits bis Kay und Fögen) – an:

Begründet in anthropologischen Phänomenen wie Alterung, Sterblichkeit und sexueller Reproduktion, ist die Generation eine Größe, die den Fortgang der Geschichte, in der Figur der Entstehung von neuen Geschlechtern, garantiert und derart die Genealogie als Abkunft und Abfolge organisiert. Insofern verbirgt sich im Begriff der Generation immer schon ein komplexes Zusammenspiel von Natur und Kultur, markiert die Generation doch die Schwelle zwischen Entstehung und Fortgang, zwischen Abstammung und Erbschaft, zwischen Prokreation und Tradition, zwischen Herkunft und Gedächtnis. (S. 109)

Buchbesprechungen

Natur und/oder Kultur: Weil sich an der Umgangsweise mit ihm zeige, „inwieweit es kulturwissenschaftlichen Analysen gelingt, anthropologische Betrachtungen, die von der ‚Natur des Menschen‘ ausgehen, zu überschreiten“, sei „das Generationskonzept für die Kulturwissenschaft von herausragendem Interesse“ (S. 109), so Weigel. Etwas schärfer könnte das wohl auch heißen: Es lohnt, die Verwicklungen rund ums Generative genauer zu sondieren, weil man dann – etwa bei Mannheim – die „Naturalisierung“ einer zur gleichen Zeit anderswo noch in einem nicht-anthropologischen Sinne „generationell strukturierten Geschichte“ (vgl. S. 110) beobachten kann.

Zusammenfassend läßt sich feststellen, daß sich seit dem 19. Jahrhundert zunehmend ein moderner Generationsbegriff etabliert hat, in dem die traditionelle genealogische Bedeutung in den Hintergrund tritt und ersetzt wird durch eine Aufspaltung in ein naturwissenschaftliches Konzept von Fortpflanzung/Vererbung einerseits und in kulturelle Konzepte andererseits, die vom familial konnotierten Gegensatz zwischen älterer und jüngerer Generation bis zum Kohortenkonzept der Generationengemeinschaft reichen. (S. 143 f.)

So weit, so gut. Gern würde man allerdings mehr wissen. Etwa: In welcher Weise stehen genealogische Muster in der modernen Konstellation denn nun *zwischen* „naturwissenschaftlichem“ und „kulturellem“ Konzept? Bilden sie eine Art Band? Werden sie doppelt belichtet? Oder lassen sich Brüche zeigen? Wirken sie trotz Analogie nicht vielleicht sogar schlicht getrennt?

Tendenziell offen bleibt auch die Frage nach der Art des Zusammenspiels von manifest und latent: Bilden genealogische Muster eine Art Hintergrundmetapher? Treten sie unwillkürlich oder gar unbewusst hervor? Oder handelt es sich um eine durch die beteiligten Diskurse strategisch geschickt genutzte Option? Spielen Natur- und Kulturwissenschaften mit der Verbindung? Und wie verhalten sich genealogische Denkmuster zu weiteren Paradigmen – etwa „Volk“, „Rasse“ oder „Nation“?

Auch eine etwas abstraktere Frage stellt sich, denn Weigel bringt mehrmals den „kulturgeschichtlichen“ Charakter der Genealogie und ein vormodernes genealogisches Denken ins Spiel: Verweist „die Genealogie“ auf ein Drittes, jenseits der Zweiteilung der Welt in Kultur und Natur, verweist sie sogar auf „genuin kulturelle Fragen“ (S. 227) – oder gewinnt sie ihre breit-changierende epistemische Präsenz erst zwischen den Kulturen, also indem sie von der zweigeteilten Wissenschaftslandschaft des 19. und des 20. Jahrhunderts profitiert?

In der Genealogie „verschränken sich Natur und Kultur“ (S. 9), stellt die Autorin in der Einleitung des Buches fest. Durch die „Trennung des genealogischen Wissens“ trete die Genealogie jedoch „im Gewande sehr unterschiedlicher Begriffe auf“ (S. 9). Demgegenüber zeigen Beispiele, „auf welche Weise sich einzelne Disziplinen der ‚zwei Kulturen‘ durch Verwendung genealogischer Verfahren und Betrachtungsweisen berühren“ – und vor allem in „den Bildern des Wissens“, den „Metaphern, Figuren und visuellen Darstellungen des genealogischen Wissens“ rücken „Natur- und Geisteswissenschaften noch näher zusammen“ (S. 10). Näher erläutert wird dieses Ineinander von Trennung und Berührung wie folgt: Die Begriffsgeschichte der Generation stelle „ein signifikantes Exempel für die Geschichte der Ausdifferenzierung und der zunehmenden Entgegensetzung von Natur- und Geisteswissen-

Buchbesprechungen

schaften dar – obwohl oder gerade weil das Konzept zwischen beiden Kulturen zirkuliert. In den Methoden und Konzepten der Genealogie, im Wissen über Zeugung und Generationenfolge, über Evolution und Tradition berühren sie sich wieder.“ (S. 11) Die Begriffsgeschichte sei „Symptom“ für vergessene Verbindungen und Missverständnisse, und umgekehrt müsse „die konfliktreiche Geschichte zwischen den zwei Kulturen als eine Art Palimpsest der Verhandlungen über das Generationenkonzept gelesen werden“ (S. 11). Das Konzept der Generation könne in der Kulturwissenschaft „gleichsam als Medium der Genealogie“ betrachtet werden, resümiert Weigel beispielsweise angesichts einer in den letzten Jahren auffälligen Aktualität von Familie und familiärer Bindung in der heutigen Literatur. Und zwar als ein Medium, das „den Übergang zwischen einem ‚natürlichen‘ Reproduktionsprozeß und einem als Kultur verstandenen Überlieferungsprozeß reguliert“ (S. 96).

Solche Befunde sind sicher nicht falsch, aber sie bleiben ungemein vorsichtig. Das Buch lenkt den Blick auf ein wissenschaftsgeschichtlich reizvolles Thema. Dennoch hafet den zehn Kapiteln in vielen kleinteiligen, teils glänzend beobachteten, teils kursorischen und weniger überzeugenden Materialdarstellungen und Thesen ein tastender Charakter an. Angenehm und ergiebig empfindet man das in den Exkursionen in die Literatur gewidmeten Kapiteln 4 und 6, die einmal aktuell und einmal im Blick auf Stifters Erzählung „Narrenburg“ nach Generation bzw. nach Erbschaft fragen. Weniger befriedigend sind die „symptomatischen“ Lektüren, die auf lange Linien zielen, insbesondere das Kapitel 9 „Evolution der Kultur oder Kulturgeschichte des Evolutionskonzepts“, das systemtheoretische „Evolution“ und kulturwissenschaftliche „Genealogie“ konfrontiert und dabei zwischen Lamarck, Herder, Darwin einerseits und andererseits Dawkins, Wuktetis, Riedl (beziehungsweise für das Recht Luhmann und Fögen) einen Kurzschluss versucht. Ausgerechnet das Paradigma der „kulturellen Evolution“ wird so ganz unhistorisch behandelt: ohne Comte, Spencer, Ihering, Simmel, ohne den Sozialdarwinismus und den sozialistischen Biologismus um 1900, ohne Spengler, die Lebensphilosophie und vieles andere.

Bleibt noch die schon angedeutete Grundfrage an Thema und Konzept. *Die Genealogie* wird erstaunlich oft im Singular angesprochen. Was genau, in der Vielheit der Aspekte, soll „die Genealogie“ aber sein? Das Buch gibt seinem Gegenstand zuweilen ein eigenartig kompaktes Sein. Die „Geschichte des genealogischen Wissens“ lasse sich „nur im Kontext der Geschichte seiner Medien und Repräsentationsweisen beschreiben“, stellt die Verfasserin beispielsweise fest, und man stimmt ohne Zögern zu. „Oder genauer“, liest man dann jedoch: „Die Genealogie ist die Geschichte der symbolischen, ikonographischen und rhetorischen Praktiken, der Aufschreibesysteme und Kulturtechniken, in denen das Wissen von Geschlechtern und Gattungen oder von der Abfolge des Lebens in der Zeit überliefert ist.“ (S. 26 – Hervorhebung im Text) Dieser Satz verwirrt.

Es entsteht eine Unklarheit, die für das Buch typisch ist. Es ist, als lese man permanent mehrere Texte zugleich. Nicht allein wegen der Fülle des zumeist nur kurz angerissenen Materials, sondern vor allem wegen eines irritierenden Perspektivismus hinsichtlich des Gegenstandes der Interpretation. Man fragt sich immer wieder: Auf welcher Ebene bewegt sich die Untersuchung gerade jetzt – und auf welcher Ebene soll sie sich letztlich bewegen? Auf derjenigen einer Begriffsgeschichte und Ikonologie von Genos/Geschlecht, Generation und Genealogie als Komponenten der spe-

Buchbesprechungen

zifischen epistemischen (nämlich einerseits in Natur- und Geisteswissenschaften zerfallenden, andererseits proto-biowissenschaftlichen) Konstellation des 18. und 19. Jahrhunderts? Oder auf der Ebene einer großen Geschichte einer Sache namens „Genealogie“ – der Geschichte eines womöglich immer schon Kultur überhaupt prägenden, aber verkannten Sachverhalts, der von mythischen Frühzeiten an und bis heute mehr oder weniger durchgehend eine Fülle von genealogischen „Figuren“ gezeitigt hat und zeitigt? Im ersten Fall hätten wir Elemente einer Diskursanalyse vor uns: Quer über epistemische Grenzen hinweg würden „genealogische“ Aussagenfelder gesichtet. Im zweiten Fall ginge es unter dem Titel der „Genea-Logik“ um viel mehr – und im Grunde wohl auch um etwas ganz anderes. Gleichsam hinter der Geschichte des Wissens präparierte sie so etwas heraus wie das fortdauernde Kulturproblem der Fort-Zeugung, die große Latenz *der* Genealogie.

Ist diese Alternative philosophisch übertrieben? Ich behaupte, sie ist relevant. Ein Beispiel. Wenn sich – so eine im Buch zweimal referierte These von Métreux – zu Beginn des 19. Jahrhunderts bei Lamarck eine Umwertung des Darstellungsmittels des Baumes beobachten lässt, vom (logischen) Klassifikations- und Ableitungsschema zum (museal-räumlichen, nicht aber unbedingt zeitlichen) Verteilungsschema, so *könnte* ja eben gerade die Frage sein, ob – und in welchem Sinne – es sich hier nun um einen „Umbau genealogischer Figuren“ handelt (S. 37). Könnte nicht nun genau das in Frage stehen, was überhaupt „genealogisch“ zu nennen wäre? Weigel folgert Ersteres – den Umbau genealogischer Figuren – umstandslos. Viele Stellen verfahren so. Im Zweifel gehört alles zum Gegenstand immer schon dazu – und so erfahren wir am Ende viel über Spielarten eines Genealogischen, wenig jedoch darüber, was die Figur der Genealogie unterscheidet und wenig über das Was-es-ist dessen, was (wann? unter welchen Bedingungen?) „genealogisch“ zu nennen wäre. Es ist, als müssten die Grenzen des Gegenstandes gar nicht gesucht werden. Als spräche durch alles *die* Genealogie.

Dem Buch fehlt es nicht an interessanten Fundstellen, an Zuspitzungsversuchen und Thesen, insofern liest man es gern und mit Gewinn. Es gilt allerdings sich einzulassen – auf wechselnde Konstellationen von Aktualität und historischer Rückfrage, auch wechselnde Gewichtungen zwischen Details und langen Linien und grundsätzlich auf viel Tentatives und einiges an Instabilität. Das Buch hat ein großes Thema. Wahrscheinlich stehen wir alle angesichts der mit ihm verbundenen Fragen ganz am Anfang.

Darmstadt

Petra Gehring

Buchbesprechungen

zifischen epistemischen (nämlich einerseits in Natur- und Geisteswissenschaften zerfallenden, andererseits proto-biowissenschaftlichen) Konstellation des 18. und 19. Jahrhunderts? Oder auf der Ebene einer großen Geschichte einer Sache namens „Genealogie“ – der Geschichte eines womöglich immer schon Kultur überhaupt prägenden, aber verkannten Sachverhalts, der von mythischen Frühzeiten an und bis heute mehr oder weniger durchgehend eine Fülle von genealogischen „Figuren“ gezeitigt hat und zeitigt? Im ersten Fall hätten wir Elemente einer Diskursanalyse vor uns: Quer über epistemische Grenzen hinweg würden „genealogische“ Aussagenfelder gesichtet. Im zweiten Fall ginge es unter dem Titel der „Genea-Logik“ um viel mehr – und im Grunde wohl auch um etwas ganz anderes. Gleichsam hinter der Geschichte des Wissens präparierte sie so etwas heraus wie das fortdauernde Kulturproblem der Fort-Zeugung, die große Latenz *der* Genealogie.

Ist diese Alternative philosophisch übertrieben? Ich behaupte, sie ist relevant. Ein Beispiel. Wenn sich – so eine im Buch zweimal referierte These von Métreaux – zu Beginn des 19. Jahrhunderts bei Lamarck eine Umwertung des Darstellungsmittels des Baumes beobachten lässt, vom (logischen) Klassifikations- und Ableitungsschema zum (museal-räumlichen, nicht aber unbedingt zeitlichen) Verteilungsschema, so *könnte* ja eben gerade die Frage sein, ob – und in welchem Sinne – es sich hier nun um einen „Umbau genealogischer Figuren“ handelt (S. 37). Könnte nicht nun genau das in Frage stehen, was überhaupt „genealogisch“ zu nennen wäre? Weigel folgert Ersteres – den Umbau genealogischer Figuren – umstandslos. Viele Stellen verfahren so. Im Zweifel gehört alles zum Gegenstand immer schon dazu – und so erfahren wir am Ende viel über Spielarten eines Genealogischen, wenig jedoch darüber, was die Figur der Genealogie unterscheidet und wenig über das Was-es-ist dessen, was (wann? unter welchen Bedingungen?) „genealogisch“ zu nennen wäre. Es ist, als müssten die Grenzen des Gegenstandes gar nicht gesucht werden. Als spräche durch alles *die* Genealogie.

Dem Buch fehlt es nicht an interessanten Fundstellen, an Zuspitzungsversuchen und Thesen, insofern liest man es gern und mit Gewinn. Es gilt allerdings sich einzulassen – auf wechselnde Konstellationen von Aktualität und historischer Rückfrage, auch wechselnde Gewichtungen zwischen Details und langen Linien und grundsätzlich auf viel Tentatives und einiges an Instabilität. Das Buch hat ein großes Thema. Wahrscheinlich stehen wir alle angesichts der mit ihm verbundenen Fragen ganz am Anfang.

Darmstadt

Petra Gehring